

der Übersetzer seinen Vorlagen nicht pauschal und buchweise, sondern Vers für Vers gerecht zu werden sucht, ist seine lateinische Bibel ein literarisches Meisterwerk [...]“ (222).

Dieses Resultat bedeutet für die untersuchten Bibelstellen den überzeugenden Nachweis, dass Hieronymus bei der Arbeit an der Vulgata keine chronologische Entwicklung durchmachte, etwa von strengem Literalismus zu freier Wiedergabe, oder sich bei der Übersetzung von in der Liturgie verwendeten Texten und solchen unklarer Metaphorik einer strengeren Wörtlichkeit bediente als in anderen Zusammenhängen, sondern sich bei der sprachlichen Gestaltung des Vulgatalextes in Lexik und Syntax statt anderer Kriterien an der jeweiligen Textgattung bzw. -sorte seiner Vorlage orientierte. Sei es, dass er bei den genealogischen Katalogen in Genesis 5 und Ruth 4 deren starrem, formularischem Charakter folgte (214), sei es, dass er in poetischen Texten wie Genesis 49, Ruth 1,16f. und Jesaja 45 den *parallelismus membrorum* als Merkmal bibelhebräischer Poesie beachtete (213f.), oder sei es, dass Dialoge und narrative Texte unabhängig vom biblischen Buch und vom Zeitpunkt ihrer Übersetzung deutlich erkennbare gemeinsame syntaktische und stilistische Überformungen erfuhren (215f.), wie K. am Umgang mit den Polyptata veranschaulicht.

Damit ist ihr eine methodisch mustergültige und wissenschaftlich exakte Bereicherung der Vulgataforschung gelungen, deren Rezeption in Zukunft unumgänglich sein dürfte. Zu erwägen wäre allenfalls, ob ein Vergleich der ausgewählten Vulgatapassagen mit den Übersetzungen von Aquila, Symmachus und Theodotion fruchtbar sein könnte. Reizvoll wäre auch der Vergleich dieses Befundes mit dem des Rezessenten gewesen, den er mit ähnlichem methodischem Vorgehen für ein lateinisches

Wortfeld erhoben hatte (1992: Schimpfworte in der Bibelübersetzung des Hieronymus, Heidelberg). Solche Gegenüberstellungen hätten aber den Rahmen dieses Buches, einer Masterarbeit, bei Weitem gesprengt und bleiben somit künftiger Forschung vorbehalten.

MICHAEL WISSEMANN

Maier, F. (2024): *Antike. Bildung – „ein Besitz für immer“*. Bd. 3: *Philosophie – Zurück zu den „Grundfragen“*, Puchheim/Palsweis, IDEA-Verlag, 164 S., EUR 18,- (ISBN 978-3-98886-019-4).

Friedrich Maier (M.), emeritierter Professor an der HU Berlin, hat mit dem dritten Band seiner Antike-Trilogie „Philosophie – Zurück zu den „Grundfragen““ die Gesamtdarstellung der antiken Literatur unter dem übergreifenden Titel „Bildung – „ein Besitz für immer““ abgeschlossen. Im ersten Band ist das Dilemma der Menschheit, wie es sich in der historischen und politisch-philosophischen Literatur zu erkennen gibt, behandelt: „Demokratie zwischen Frieden und Freiheit“. Der zweite Band bietet unter dem Titel „Dichtung – Botschaften der Phantasie“ ein Potpourri von Gedichten oder Texten aus der Dichtung, die weit über die Antike hinaus Rezeptionswirkung entfaltet haben.

Der Philosophieband behandelt – orientiert an den vier „Grundfragen“ Kants – die Leistung der gesamten griechischen Philosophie im Hinblick auf die existentiellen Probleme des Menschen: vom sokratischen Bildungsideal über die Sinnfrage politischen Engagements bis zur Entdeckung der Kardinaltugenden, des europäischen Wertekomplexes, letztlich der tiefgreifenden Ansätze der moralischen Prinzipien, die zur Entdeckung der Menschenrechte führen sollten.

Das ganze Material, in einer geschmeidigen, keineswegs überfordernden Sprache geschrieben, legt die Basis für ein umfassendes Kulturwissen

und Kulturverständnis, zumal die beleuchteten Themen in aller Regel über die Zeiten hin bis in die Gegenwart verfolgt werden. Insofern lässt sich die dadurch angeeignete Bildung durchaus als ein „Besitz für immer“ verstehen.

Die Lektüre ist für alle Kulturfreunde oder solche, die es werden wollen, aber auch für Lehrer*innen und Schüler*innen ein ausgesprochener Gewinn. In solcher Form ist die Antike bislang noch nirgends präsentiert worden. Die hier gebotene Kurzbesprechung erlaubt das Urteil, dass Friedrich Maier damit ein treffliches Finale einer einzigartigen dreisätzigen Symphonie gelungen ist.

PETER UND INGRID SUCHAN

Welt und Umwelt der Bibel. Archäologie, Kunst, Geschichte (2024): Christliche Häresien. Ringen um den richtigen Glauben, 2, Stuttgart, hrsg. von Katholisches Bibelwerk e. V., 80 S., EUR 12,80 (ISBN 978-3-948219-59-8).

Der Begriff Häresie evoziert die Vorstellung von nicht tolerierten Ausrichtungen des christlichen Glaubens. Den Beginn dieser Füllung des ursprünglich neutralen griechischen Begriffs sehen Chr. Blumenthal (Das Neue Testament plädiert für theologische Diversität – Einzelschriften können auch anders ..., 11) und Chr. Hornung („Häretiker – gottlos, schwatzhaft und listig“, 14-17) schon im Briefcorpus des Neuen Testaments bzw. bei Iustinus Martyr und Hippolytus von Rom im 2. Jh. n. Chr. Mit noch negativerer Konnotation sprach man sogar von Ketzerei und stigmatisierte Abweichungen von mehrheitlich akzeptierten Glaubensüberzeugungen durch massive Polemik. Diese Zusammenhänge aus heutiger Sicht auch mit dem unbelasteten Begriff Heterodoxie (Chr. Handschuh, S. Huebenthal, M. Weißer, Auf der Suche nach christlicher Identität, 8f.) auf eine sachlichere Beurteilungsgrundlage

zu stellen, hat sich das zweite Heft 2024 der genannten Zeitschrift zur Aufgabe gestellt: „[...] belegt die Fülle der später als häretisch eingestuften und verurteilten Glaubensrichtungen, wie sehr Menschen auf dem Weg waren, gesucht und darum gerungen haben, was es heißt, an Jesus Christus und seinen Gott zu glauben“ (B. Leicht, Editorial, 1).

Dieses lebendige Ringen um die frühchristliche Entfaltung von Glauben und Konstituierung einer eigenen Identität veranschaulicht zunächst die schematisierte Übersicht über 20 Hauptströmungen früher Heterodoxien aus der Feder von Studierenden der Universität Passau (So viele Glaubensrichtungen wie Gläubige?, 20-27). Sie lassen sich nach trinitätstheologischen, christologischen, soteriologischen, ekklesiologischen, asketischen und gnostischen Kriterien gliedern sowie nach ihrem Umgang mit jüdischem Erbe.

Bis in unsere Zeit dürfte der Streit um die Natur Christi, also um *Homousie* oder *Homöusie*, verknüpft mit den Namen der Alexandriner Alexander und Athanasios einerseits und des Arius andererseits, der bekannteste geblieben sein. Ihm widmet U. Heil (Keineswegs nur eine theologische Streitfrage, 36-41) eine ausführliche Darstellung und zeichnet darin das Entstehen des bis heute üblichen Glaubensbekenntnisses auch unter Berücksichtigung der politischen und sozialen Zeitumstände während der Konzile von Nicäa 325 und Konstantinopel 381-383 nach.

Nicht einmal zwei Generationen später erschütterte ein neuer christologischer Konflikt die Reichshauptstadt. Das Epitheton Marias, *Theotokos*, Gottesgebärerin, erregte Anstoß bei Anastasios und Nestorios. Sie lehnten den Titel ab, weil er die Göttlichkeit Christi in Frage stelle; Nestorios schlug stattdessen die Bezeichnung *Christotokos* vor. Seine Gegenspieler, Kyrill von